

Sprachlich bewegt ...

Sprache und wie sie aktuell verwendet wird, war Thema der *Correctly Political (CoPo)*-Tagung im Sommer 2014 an der Uni Hamburg. Die Beiträge beschäftigten sich damit, wie rücksichtsvolles Sprach(aus)handeln möglich werden könnte »in einer Gesellschaft, die Vielfalt als Tatsache, Chance und Ziel begreift« (Ankündigungstext <http://www.correctly-political.de>).

Angekündigtes Ziel der Tagung war es, Sprachkritik im deutschsprachigen (sprach-)wissenschaftlichen Diskurs wieder ins Blickfeld zu rücken und kritische (Sprach-)Wissenschaftlxs und Aktivistxs zu vernetzen. Zu diesem Zweck hat sich die KRASS-Crew synoptisch u.a. mit Nora Sties kurzgeschlossen. Hier ein paar Ausschnitte des Gesprächs:

»Inklusion bedeutet, eine Wahl zu haben«

Interview mit Nora Sties

J: Du hast gerade einen Vortrag über *100 Jahre sprachliche Aushandlung von Mensch-Sein und Behindert-Werden* gehalten und bist da ja als Pionierin auf dem Feld der Linguistik antiableistischer Perspektive bezeichnet worden. Was ist deiner Meinung nach in diesem Gebiet jetzt zu tun?

N: Ich selbst bezeichne mich nicht als Pionierin. Ich habe auf das Problem hingewiesen, dass es auf linguistischer Seite zu wenig Forschung darüber gibt, wie über und mit Menschen mit Behinderung gesprochen wird. Ich habe den Eindruck, dass mehr *über* Menschen mit Behinderung gesprochen wird als *mit* Menschen mit Behinderung. Aufgabe ist es, Varietäten herauszuarbeiten und ihr „Behinderungsrepertoire“, denn es gibt nicht *ein* Deutsch, wie wir auch heute schon gelernt haben, sondern verschiedene Sprachgruppen und -gemeinschaften, die sich in der Behinderten-Szene auch durch verschiedene Selbsthilfe-Szenen der unterschiedlichen Behinderungsformen zusammensetzen. Welche kognitive Repräsentation verbinden Sprecher_innen mit Behinderung? Wie werden diese vielleicht auch konstruiert und reproduziert? Ganz spannend wären dabei die großen Sondereinrichtungen, wie Förderschulen, Wohnheime, diakonische Einrichtungen und Werkstätten. Dort ist durch den paradigmatischen Wechsel in der Perspektive auf Behinderung viel im Wandel und das wird auch die Sprache betreffen. Das finde ich spannend. Es gibt viele gute Vorarbeiten zu dem, was

Behinderung ausmacht; aus den Disability Studies, aus der Soziologie. Es gibt natürlich einen langen Forschungsstrang der sonderpädagogischen Forschung. Dabei kommt durchaus auch mal was Kritisches heraus – so ist das nicht – aber die Sprache als Faktor fehlt mir dabei.

W: Daran schließt sich direkt unsere nächste Frage an. Du hast selbst aufgezeigt wie sich Sprache verändert und permanent im Wandel ist. In der Partizipationsdebatte gibt es Bestrebungen, um diskriminierungsfreiere Sprache, also nicht mehr von *Integration* zu reden, sondern von *Inklusion* oder der Teilhabe-Bericht der Bundesregierung spricht nicht mehr von *Behinderung*, sondern von *Beeinträchtigung*. Welche Benennungen präferierst du und warum? Oder findest du das sowieso sehr schwierig, weil die Personengruppe, die vermeintlich bezeichnet wird sowieso so heterogen ist, dass es *die* gute Bezeichnung/Benennung nicht geben kann?

N: Meiner Ansicht nach gibt es keine richtigen oder falschen Benennungen, gute oder schlechte Wörter, sondern es gibt richtige und falsche Kontexte, um angemessene, passende Wörter zu verwenden. Das kann sich sehr stark unterscheiden. Wenn ich z.B. in meiner Sportgruppe mit behinderten und nicht-behinderten Menschen bin, habe ich eine ganz andere sprachliche Freiheit, als wenn ich im öffentlichen Raum rede. Deswegen kann ich nicht sagen, ich präferiere bestimmte Bezeichnungen. Was ich allerdings für einen bemerkenswerten aber sprachlich unökonomischen Vorschlag halte, ist die Mehrwortbezeichnung „Menschen mit Behinderungserfahrungen“. Denn das trifft es tatsächlich sehr gut: Das Behindertwerden, nicht das Behindertsein. Man ist nicht essenziellistisch/natürlich behindert per se, das ist einer_m¹ nicht eingeschrieben, sondern man wird eben behindert. Und durch den Kontext der Erfahrung wird klar, dass es auch Diskriminierungsakte in den persönlichen Biografien gibt, die dazu führen, dass man essenzialisiert und es zu einer Eigenschaft macht, die einer_m eigen und nicht mehr so einfach abzulegen ist. Und darin sehe ich ein ganz großes Problem, da das soziale Modell nicht in die Gesellschaft durchdringt und das Behindertsein immer noch eher projiziert und repräsentiert wird als Behindertwerden. Das ist schwierig für die Menschen und es ist nicht zu unterschätzen, was es für eine Herausforderung ist, sich da herauszuarbeiten.

J: Du hast dich in deinem Artikel in Meibauer 2013 zur Hassrede [„Diskursive Produktion von Behinderung: Die marginalisierende Funktion von Personengruppenbezeichnungen“] auch mit Hornscheidt auseinandergesetzt. Die AG Feministische Sprachpraxis hat z.B. vorgeschlagen, prozessorientierte Adjektive zu benutzen, wie „fraisiiert“ oder „typisiert“, um zu sagen, dass es ein Prozess ist. Was hältst du vielleicht von „behindertisiert“? Oder ist „Behindertwerden“ für dich eine Lösung es sprachlich festzumachen?

¹ Dem Interview wurden durch die KRASS-Redaktion beim Verschriftlichen Schreibweisen zugefügt, die mehr als nur zwei Gender einlesen lassen. In der Diskussion mit N.S. haben wir uns gemeinsam darauf verständigt diese Änderung als redaktionelle Änderung auf Schriftebene einzufügen. N.S. selbst verwendete auf mündlicher Ebene die maskulinen Formen, also hier z.B. „einem“.

N: Ich komme aus einem Bereich, der Akademie sehr fern ist, was das Thema betrifft. Die Behinderten-Selbsthilfe ist nicht unbedingt eng verbandelt mit den Disability Studies. Das ist ein Problem. Ich habe in meinem Vortrag auch erwähnt, dass die Behinderten-Szene ein großes Problem hat Ingroup-Eigenschaften zu bilden, weil man eigentlich gar nicht dazu gehören will. Man will nicht behindert sein, man möchte das gern ablegen. Und deswegen ist das gemeinsame Einfordern von Rechten oft sehr, sehr schwierig. Und wenn ich jetzt mit sehr dekonstruierenden, sehr fortschrittlichen, sehr modernen Bezeichnungen an die Behinderten-Selbsthilfe herantreten würde, würden die anfangen, mich für ver_rückt² zu halten. Das muss man echt so sagen. Da ist die problematische Lebensrealität des Alltags zu weit weg vom akademischen Diskurs. Deswegen muss man überlegen, mit was man die Leute unterstützen kann. Im Sinne der Initiative *Selbstbestimmt Leben* nennen wir das Empowerment. Ich habe jetzt gerade eine Anfrage von einer sehr großen stationären Einrichtung erhalten, die sich auf den Weg macht, ambulante Wahlmöglichkeiten zu schaffen und die Arbeitnehmer_innen sich selbst nicht mehr als die Helfenden verstehen, die Fürsorgenden, die Betreuenden, sondern als Dienstleister, die ein Angebot schaffen, für das es eine Nachfrage gibt. Sie suchen verschiedene neue Bezeichnungen, probieren sie aus und sind in der Einrichtung darüber in der Diskussion. Das ist prima aber auch schwierig, da sich viele Menschen mit Behinderung gar nicht dazu artikulieren können, welche Bezeichnung sie adäquat finden. Und das muss man dabei auch berücksichtigen. Umso komplexer die Begrifflichkeiten werden, desto schwieriger sind sie für Menschen mit Lerneinschränkungen zu verstehen, die auch zu der Personengruppe mit Behinderung gehören. Das bringt dann nichts. Ich bemühe mich immer um eine möglichst zugängliche Sprache, aber dieses Interview hier in leichter Sprache – das allein wäre eine immense Herausforderung.

W: In einem kleinen Artikel in den *kobinet*-Nachrichten [„Inklusion zurückerobert“, 26.06.2014] forderst du dazu auf, den Begriff der Inklusion zurückzuerobert. Warum bedarf es deiner Meinung nach einer Wiederaneignung und wie stellst du sie dir vor? Wie bewertest du diesen Inklusionsbegriff z.B. vor dem Hintergrund der UN-Behinderten-Rechtskonvention (BRK) von 2006?

N: Inklusion kommt in der BRK vor allem als Adjektiv vor. Ich habe ja auch in meinem Vortrag erwähnt, dass in der deutschen Ratifikation Inklusion einfach mit Integration ersetzt worden ist. Was ein ziemlicher Knaller ist. Wer das zu verantworten hat, der sollte sich auch mal mit Übersetzungswissenschaften beschäftigen. Die BRK an sich war ein Meilenstein für die politische Behinderten-Szene. Denn es gibt die politische Behinderten-Szene, die Aktivist_inn_en, und es gibt die große Menge der behinderten Menschen, für die wir sprechen. Die Hälfte von ihnen ist über 50 Jahre alt! Die Frage ist,

² Auf eine Frage aus der KRASS-Redaktion, ob 'verrückt' in diesem Kontext eventuell ableistische Funktionen aufweist, antwortete N.S.: „Könnt ihr mir einen Textbeleg nennen, in dem *verrückt* synchron zur Bezeichnung einer wie auch immer gearteten psychischen oder kognitiven Beeinträchtigung benutzt wird? Hier ändern sich die Gebrauchsbedingungen eines Wortes. Wenn wir Polysemie nicht zulassen, sondern immer wieder auf ihren historischen Kontext hinweisen, bleiben die Wörter auch an der Personengruppe haften. Lassen wir sie sich doch lieber entwickeln. Man könnte auch ver_rückt schreiben – dann wird es nochmals deutlicher.“ Daher steht hier jetzt 'ver_rückt'.

wer hat uns das Recht gegeben für sie zu sprechen? Das ist nicht unproblematisch. Ich glaube, die behinderten politischen Aktivist_inn_en sollten den Begriff der Inklusion zurückerobern, weil er für sie wie ein Stern am Himmel aufgegangen ist. Weil es die Vision einer Welt war, in der es nicht keine behinderte Menschen mehr gibt, aber in der behinderte Menschen volle Teilhabe an allem haben können. Inklusion heißt nicht, dass alle gleich sind oder alle gleich gemacht werden, sondern dass alle die gleiche Menge an Möglichkeiten haben; dass es keine Barrieren mehr gibt; dass, wenn ich auf eine Tagung fahre, ich nicht vorher anrufen muss, ob die Räume zugänglich sind; ob es eine Behindertentoilette und vor Ort irgendwo eine Übernachtungsmöglichkeit für mich gibt. Sondern, ich kann mich da anmelden und kann voraussetzen, dass das alles schon geregelt wurde und dass sich da jemand anderes drum gekümmert hat und nicht ich persönlich. Denn es ist eigentlich nicht mein Problem, sondern das der Veranstalter_innen. Inklusion bedeutet, eine Wahl zu haben, frei Entscheidungen zu treffen. Was in den letzten Wochen und Monaten passiert ist, ist, dass daraus *die* kämpferische Inklusionsdebatte schlechthin geworden ist. Dabei wird Inklusion rein auf die Frage reduziert, ob man behinderte und nicht-behinderte Kinder gemeinsam beschult. Dabei werden schon lange widerlegte Wahrheiten solange wiederholt, bis sie ganz fest im gemeinsamen Wissensschatz eingegraben sind: z.B. „Kinder mit Behinderung stören den Unterricht und damit die Entwicklungsmöglichkeit der nichtbehinderten.“ Das ist die Macht des Diskurses und der Privilegierten. Dichotomien werden aufgebaut und die Debatte wird derart hitzig geführt, dass die Stimmen von Menschen mit Behinderung überhaupt nicht mehr gehört werden. Schon deswegen, weil es um Kinder geht und Kinder braucht man schließlich aus Prinzip nicht anhören. Das finde ich ein bisschen schwierig. Wenn ich dafür laut werde, dass ich es für sinnvoll halte, dass behinderte und nicht-behinderte Kinder unter den angemessenen Umständen und Ressourcen gemeinsam beschult werden und dass man die Ressourcen des Förderschulsystems endlich mal in die Regelschulen packen und den Wissenstransfer leisten müsste, der nötig ist, dann muss ich mir oft sagen lassen, dass es auch geistig behinderte Kinder gibt und mit welchem Recht ich für sie spreche. Oder ich muss mir sagen lassen, ich sei ja keine Mutter und wüsste gar nicht, was Kindern gut tue. Und das sind Sachen, bei denen ich denke: Muss ich erst behinderte Mutter werden, um mich überhaupt zu dem Thema äußern zu dürfen? Ich denke, das stimmt nicht. Denn es ist *unser* Wort, es sind *unsere* Rechte. Nach dem ersten Weltkrieg haben unter anderem Pädagog_innen und Mediziner_innen das Wort Behinderung geprägt, im Nationalsozialismus ist es als Gruppenbezeichnung durch Gesetzestexte endgültig festgeschrieben worden. Seitdem ist die Reichweite der Bezeichnung zunehmend ausdifferenziert und auch immer wieder hinterfragt worden. Aber wenn ich zu einer Gruppe gehöre, dann darf ich auch für sie sprechen bzw. ich spreche, wenn ich mich zu entsprechenden Themen äußere, automatisch für sie. Ein Minimum an Empathie und Verständnis für unterschiedliche Bedürfnisse ist dabei für kluge Äußerungen natürlich Voraussetzung. [Lachen] Wir müssen klar machen, was *wir* unter Inklusion und Teilhabe verstehen und die uns durch die BRK zustehenden Rechte

auch einfordern. Deswegen habe ich den Artikel geschrieben, weil die Berichterstattung mir zunehmend auf die Nerven ging. Denn da reden vor allem Leute ohne Behinderung, und viele ohne Empathie und Verständnis für Vielfalt.

W: Dann würde ich die Frage zu den Interdependenzen anschließen, weil du gerade sagtest: Muss ich behinderte Mutter sein, um eine bestimmte Sprechposition einnehmen zu können? In den letzten Jahren gibt es auch in Deutschland immer mehr Ansätze, die Kategorien und Dimensionen, also Behinderung und Geschlecht, miteinander verwoben in den Fokus rücken und sich darüber Gedanken machen. Hältst du es für sinnvoll und wichtig diese Perspektiven, wie z.B. Geschlecht und Behinderung oder auch Behinderung und Migration zu verknüpfen? Ist das ein Thema für dich?

N: Ich verstehe, was du meinst. Ich glaube, dass es sehr klug wäre, dass sich die einzelnen Aktivist_inn_en stärker miteinander vernetzen, denn die Mauern gegen die sie rennen, sind oft sehr ähnlich. Das sieht man als Sprachwissenschaftlerin wiederum ganz stark an Online-Kommentaren zu Artikeln, wo sich bestimmte Argumentationsmuster ziemlich gleichen. Also, typisch ist der Ressourcenvorbehalt: Es kostet ja Geld. Dann gibt es dieses typische 'Wen interessiert das eigentlich? Es ist doch alles gut so, wie es ist.' Und dann haben wir das Traditionsargument: Das war schon immer so, warum müssen wir dann überhaupt etwas ändern? Und alle die sogenannten Gutmenschen, wie wir bezeichnet werden, also die, die sich für etwas einsetzen und etwas bewegen wollen, werden über kurz oder lang mit denselben Argumenten, mit denselben Mauern, konfrontiert werden. Deswegen wäre es klug, wenn sie sich miteinander vernetzen, um gemeinsame Argumente dagegen zu finden. So eine Form von Vernetzung gibt es bereits in bestimmten Bereichen. Es gibt z.B. das erste Buch, das von behinderten Frauen geschrieben wurde, *Geschlecht behindert, besonderes Merkmal Frau* [von Gisela Hermes und Carola Ewinkel (Hrsg.)], aus den Disability Studies, das schon in den 1980er Jahren erschienen ist. Heute gibt es das Weibernetzwerk [www.weibernetz.de]; es gibt schwul-lesbische behinderte Aktivist_inn_en. In Berlin hat gerade, ich glaube zum zweiten Mal, die Pride Parade der behinderten Menschen stattgefunden, die eine gewisse Anlehnung an den Christopher Street Day und an die Black Pride Bewegung in den USA hat. Man schaut sich schon das Eine oder Andere voneinander ab. Diese Mehrfachdiskriminierung – Frausein, Behindertsein und Migrationshintergrund haben – ist halt so: Arschkarte gezogen in unserer Gesellschaft! Deswegen ist es ganz wichtig, dass gerade die Leute aus den entsprechenden Netzwerken Unterstützung bekommen.

J: Denkst du, dass solche positiven Wiederaneignungen im (sub-)kulturellen Raum genauso wie Sprachhandlungen einen Einfluss haben auf die Wahrnehmung von Behinderung in dieser Gesellschaft?

N: Ich finde die Pride Parade spitze. Ich wäre super gern hingefahren, wenn ich die Zeit

gehabt hätte. [Lachen] Ganz viele Freunde von mir waren da und tragen damit zu einer eigenen neuen ‚Krüppelidentität‘ bei. Es sind Menschen, die sich trauen, laut zu werden und ihre persönlichen Ausgrenzungserfahrungen nutzen, um sie öffentlich zur Schau zu tragen. Mit dem Verleih der „glitzernden Krücke“ an Einrichtungen, die sich besonders idiotisch³ um Menschen mit Behinderung verdient gemacht haben, wird ein Kontinuum in der Rückbesinnung auf die Wurzeln der Behindertenbewegung geschaffen: „Jedem Krüppel seinen Knüppel“. Das sind Akteur_innen, die bereits viel Erfahrung darin gesammelt haben, wie man Behinderung auf multisemiotischen Wegen umdeuten kann. Den Preis hat übrigens eine Werkstatt für behinderte Menschen bekommen, die für die Bundeswehr Rüstungsteile produzieren lassen. So bilden sich gemeinsame Ziele, Erinnerungen, Erkenntnisse. Ich halte es für den richtigen Weg, denn es trägt zum Selbstbewusstsein aller behinderten Menschen bei. Wir müssen davon weg, dass behinderte Menschen sich selbst als krank, geschädigt und minderwertig sehen. Wir brauchen diesen Stolz und die Kraft zu sagen: Es liegt nicht an uns. Wir sind nicht behindert, wir werden behindert und es muss endlich etwas passieren, damit es besser wird. Dafür braucht es vielleicht ab und zu mal ein bisschen Geld.

W: Die letzte Frage von uns. Das Thema der nächsten Ausgabe von KRASS, in der dieses Interview erscheinen wird, ist ‚Beweg(ungen) und Verknüpf(ungen)‘. Was verbindest du spontan damit? Und was sind spontan die Zusammenhänge zu deinem akademischen Arbeitsfeld und deinem sonstigen Leben?

N: Total spannend, da ich nicht nur Akademikerin bin. Ich bin auch Ehrenamtlerin im Verein. Ich liebe Bewegung. Ich leite Sportgruppen für Menschen mit und ohne Behinderung. Ich mache auch Kurse in dem Bereich. [Zwischenfrage J.: Du schreibst auch deine Dissertation, oder?] Ja, immer wenn ich mich gerade besonders klug fühle und sonst auch ab und zu mal. [Lachen] Bewegung ist Mobilität und Vielfalt und verknüpfen kann man sie mit sehr vielen reizvollen Zielen. Ich freue mich auf euer nächstes Heft.

(Nora Sties' Vortrag auf der Tagung kann auf der Plattform lecture2go.uni-hamburg.de angesehen werden.)

³ Auch für 'idiotisch' gilt N.S.s Erklärung zum Bedeutungswandel, welcher das Wort einem ableistischen Gebrauch entziehe.